

REZENSIONEN

Mit der Weisheit am Ende?

Eine wichtige Publikation zur Geschichte des Bibliotheksbaus

Die Weisheit baut sich ein Haus. Architektur und Geschichte von Bibliotheken / Winfried Nerdinger. Katalog, erschienen anlässlich einer gleichnamigen Ausstellung des Architekturmuseums der TU München in Kooperation mit der Stiftung Bibliothek Werner Oechslin in der Pinakothek der Moderne, 2011. Katalog herausgegeben von Winfried Nerdinger, München: Prestel, 2011.—416 S.: 220 (110 farb.) teils ganz- bzw. doppelseitige Abb., Bibliographie, Index. ISBN: 978-3-7913-5167-4, gebundenes Buch, Leinen: € 49,95

Mit dem anspruchs- und verheißungsvollen Titel „Die Weisheit baut sich ein Haus“ wandeln die Herausgeber den oft auf den Tempel Salomos bezogenen Vers aus den Sprüchen ab: (Spr. 9,1) „Die Weisheit hat sich ihr Haus gebaut, hat ihre sieben Säulen aufgerichtet.“ Im weiteren Text hören wir von der Einladung vom höchsten Punkt der Stadt aus an die Einfältigen und Unverständigen. Diese werden aufgefordert (Spr. 9,5): „Kommt her, esst von meinem Brot und trinkt von dem Wein, den ich gemischt habe!“; (Spr. 9,6) „Lasst die Torheit fahren, damit ihr lebt, und geht einher auf dem Wege der Einsicht!“ Das sind natürlich sehr gut auf die Bibliothek beziehbare Aussagen, die auch dazu geführt haben, dass dieser Spruch als Zitat in einigen Klosterbibliotheken – so im Philosophischen Saal des Klosters Strahov (Prag) und auf dem Deckengemälde in Tschenschostochau wörtlich zu finden ist – kein Wunder, heißt es doch in Vers 10: „Die Furcht des HERRN ist der Anfang der Weisheit, und die Erkenntnis des heiligen (Gottes) ist Einsicht.“ (<http://www.die-bibel.de/>) In der vorliegenden Publikation zur Ausstellung des Architekturmuseums der TU München geht es profaner zu.

Der mit Unterstützung der Stiftung Bibliothek Werner Oechslin opulente Band wird vom Schriftsteller **Uwe Timm** mit der Vorstellung der Privatbibliothek des berühmten Essayisten Michel de Montaigne eingeleitet, die er mit seinem Arbeitszimmer (in München) vergleicht. „Höhlen oder Türme“ sind es, die Abgrenzung von der Welt, Ruhe, Sicherheit und Geborgenheit, Einkehr und Konzentration bieten. Räume, in denen die Werke von Toten lesend wieder mit Leben erfüllt werden. Timm sieht einen Bedeutungsverlust für Bibliotheken und den Verlust der Aura der bücherverwahrenden Gebäude, die vielleicht museale Orte werden, wenn Bibliotheken künftig auf digitalen Endgeräten in den Hosentaschen Platz finden – ein nachdenklich stimmender Auftakt. „Es geht bei der Bibliothek um die Ordnung der Dinge.“

Mit diesem Satz beginnt der vielfach geehrte und ausgezeichnete schweizerische Architekturtheoretiker, Kunsthistoriker (und Mitherausgeber) **Werner Oechslin** sein Kapitel („Die Bibliothek, die Architektur und die >Architektonik<“),

das mit 80 Seiten auch das umfangreichste des Katalogs ist. Assoziativ reflektiert Oechslin mit bewunderungswürdiger Kennerschaft und reichem Bildmaterial Bezüge zwischen Bibliothek und Architektur. Das geschieht nicht als streng chronologisch geordnete Entwicklungsgeschichte der Bibliotheken (wobei eine Konzentration auf der Zeit ab ca. dem 17. Jahrhundert liegt) sondern in sieben kreativ formulierten Charakterisierungen der „Baufaufgabe Bibliothek“. In der assoziativ kombinierten Literatur aus allen Zeiten stellt er mannigfach die innere Verbindung und Übereinstimmung von Architektur und Ordnung dar. Verweise auf die Geschichte führen zu aufschließenden Einzelergebnissen. Oechslin zeigt sich im ganzen Artikel als eine Art philosophischer Plauderer, der alle generellen Fragen der Bibliotheken und der Bücheraufstellung behandelt und dessen Quellen von Vitruv über Kant, Herder und Hegel bis zu Borges oder etwa Foucault reichen; er fächert sein (Bibliotheks-) Bauwissen, angesammelt über Jahrzehnte, auf und beleuchtet damit die verschiedensten Aspekte und Themenfelder. Dabei liebt er ausdrucksstarke Metaphern (wie er sich oft auf eine Metaebene begibt) für die Bibliotheken als „Träger von Erinnerungskultur“, als „gebaute Wissensordnung“ oder als die „körperliche Wirklichkeit des Aufgeschriebenen, der Bücher und deren Behältnis“. Er beschäftigt sich mit der „Suche nach Ordnungsendgültigkeit“, die im Gegensatz zu einer dynamischen Ordnung stehe, die dauernd in Bewegung ist und danach sucht, wie ein „Werden“ mit der Ordnungslehre verbunden werden kann. Dafür greift Oechslin weit zurück und holt auch weit aus. Die faszinierende Idee, die Ordnung der Welt in die Ordnung der Bücher und diese in die Architektur der Bibliotheken zu übertragen, ist durch Massenhaftigkeit und Spezialisierung nicht haltbar. Die Architekten versuchen, durch die Idee der großen Lesesäle (Boullée für Paris, Kuppelbau der Bibliothek des British Museum), die alte Verbindung aufrecht zu erhalten. Am Schluss steht die resignative Feststellung, dass dies nur noch ein Abgesang auf eine Ordnung sei, die eine neue Zeit nicht mehr zusammenhalten konnte und wollte – was auch die Bibliotheken akzeptieren müssten. Das Ergebnis ist ein „Aufdürmen von Wissen statt Erkennen und Verstehen“.

Heinfried Wischermann vom kunstgeschichtlichen Institut der Universität Freiburg konstatiert zu Anfang seines 40-seitigen Aufsatzes über die Geschichte der Klosterbibliotheken die mangelhafte Forschungslage zur Geschichte der Bibliotheken „als Räume oder Gebäude zur Bücheraufbewahrung“. Doch seine umfangreich abgedruckten Mangelfeststellungen erzeugen eher Un- und Missmut. Sicher wäre es wünschenswert, eine Datenbank aufzubauen, in der seine Wunschliste an Daten und Fakten abgearbeitet ist, die er als Voraussetzung einer Geschichte der Bibliotheksbauten ansieht. Aber so etwas entsteht nur in langjähriger kooperativer Arbeit – vor allem auch wegen der geographischen wie zeitlichen Weite der Thematik. Sein Hinweis, dass bei älteren Klöstern im Zeitablauf gleich mit mehreren Bauten zu rechnen ist, unterstreicht das noch. Seine grobe Kritik an Lehmann ist auch deshalb unverständlich, weil Wischermanns eigene Charakterisierung des Typenablaufs von romanischer zu gotischer Zeit nicht wesentlich von der

Lehmans abweicht. Die von ihm (S. 113) vermissten Inschriften zur Funktion der Barockbibliothek kann man bei genauerem Studium der umfangreichen Materialsammlung Lehmans durchaus finden. Es wäre bedauerlich, wenn auf sie verzichtet worden wäre, bis die von Wischermann angestrebten Monographien zu einzelnen Bauten vorliegen – womit die Verdienste seines Forschungsprogramms und einiger bei ihm erstellter Arbeiten nicht geschmälert werden sollen. So gilt es, das Bekannte paradigmatisch darzustellen, was Wischermann dann auch kenntnisreich tut, obwohl man sich wünschen würde, dass die Darstellung der Räumlichkeiten mehr mit den Gewohnheiten ihrer Nutzer verzahnt würden. Sein Überblick hat auch kleine Schwächen und Lücken. So waren die Renaissancebibliotheken nicht strahlend weiß, sondern in schon von Vitruv geschätztem Grün gehalten, das in Cesena noch original erhalten ist und in der Bibliothek von San Marco in Florenz bei der Restaurierung teilweise wieder freigelegt wurde. Die Bauten in Brescia und Padua stehen demgegenüber in einer ganz anderen Architekturtradition. Bedauerlich, dass er nicht intensiver auf die gotischen Studienbibliotheken eingegangen ist, von denen mindestens Clairvaux und Erfurt einer Erwähnung wert gewesen wären. Bei der gegebenen Stoffeinteilung des Buches fallen leider Kirchenbibliotheken wie St. Andreas in Braunschweig (das erste bekannte Einzelgebäude für eine Bibliothek seit der Antike) oder der schöne Raum in Isny durch das Raster; auch die englischen Kathedralbibliotheken bleiben ausgeklammert. Die Darstellung der Bibliothek des Escorial bietet auf der Grundlage der sorgfältigen Untersuchungen von Michael Scholz-Hänsel mit der Charakterisierung als „gemalte Wissenschaftsutopie“ einmal eine klare inhaltliche Aussage. In „Klosterbibliotheken in Barock, Rokoko und Klassizismus“ mit einer breiten Literaturübersicht aber hat man den Eindruck, dass er vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, wenn er resignierend feststellt, wie individuell die Bibliothekssäle doch seien und lange noch nicht untersucht sei, ob sie „unverwechselbare ordenstypische Gemeinsamkeiten“ hätten und die epochentypischen Veränderungen zeitgleich mitmachten. Dabei wäre es doch gerade in diesem Teilkapitel zu erwarten gewesen, dass zur Titelhematik des Buches Aussagen gemacht werden: Das Spannungsfeld zwischen göttlicher und weltlicher Weisheit ist schließlich das Hauptthema der Bildprogramme der Bibliotheken von der frühen Barockzeit bis zur josefinischen Aufklärung, wie allein am Beispiel der beiden Bibliotheken des Klosters Strahov in Prag gut gezeigt werden könnte. Möseneders Untersuchungen werden aber ebenso wie die materialreiche Arbeit von Petra Hauke zum „domus sapientiae“ gerade einmal in einer Fußnote erwähnt. So bleibt trotz der profunden Sachkenntnis des Autors und seiner Verdienste um die Forschung ein zwiespältiger Eindruck.

Eher punktuell und daher unvollständig wirken die Ausführungen zu den Universitätsbibliotheken, die der Berliner Hochschullehrer und Experte für den Bau von wissenschaftlichen Bibliotheken, **Ulrich Naumann**, geschrieben hat. Warum in seinem Mittelalterkapitel St. Gallen und Cesena (sogar mit Abbildung) erscheinen, aber auf die wichtigen Bauten in Bologna (Collegio di Spagna – die älteste erhal-

tene universitäre Bibliothekseinrichtung!), Salamanca und Poitiers, aber auch die Bibliothek bei St. Mary in Oxford oder die beiden Bibliotheken in Heidelberg – um einige Beispiele zu nennen – nicht eingegangen worden ist, muss ein Rätsel bleiben. Sie hatten durchaus nennenswerte Bestände; außerdem wären hier zwar weithin unbekannt, aber sehr faszinierende Räumlichkeiten und Bildprogramme zu zeigen gewesen. Auch für Reformation und Gegenreformation entsteht kein adäquates Bild, wenn weder Leipzig noch die der Universität dienende Schlossbibliothek in Königsberg oder Einrichtungen der Jesuiten erwähnt werden. So setzt Naumann eigentlich erst in der Zeit der Aufklärung an. Dabei wäre schon der glänzende Bibliotheksraum von Borromini für die Sapienza in Rom oder die Bibliothek im Palazzo degli Studi in Neapel zu erwähnen gewesen. Und warum werden die im Zuge der Auflösung des Jesuitenordens und der Josefinischen Klosterreform sich ergebenden Umwidmungen von Pavia über Graz und Wien bis Freiburg mit keiner Silbe erwähnt? Den schönen Bibliothekssaal im Hauptgebäude der Universität Greifswald sucht man ebenso vergebens wie die glänzenden Bauten des 18. Jahrhunderts der Colleges in Oxford und Cambridge. Erst die Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts werden etwas intensiver charakterisiert, wenn er die sogenannte Dreiteilung der Bibliotheken und die „Zweischichtigkeit“ von Universitäts- und Seminarbibliotheken darstellt. Mitte der 80er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts änderte sich das wieder in Richtung Zentralisierung und Zusammenfassung. Eine erneute Wandlung erleben die Universitätsbibliotheken in jüngerer Zeit (seit etwa 1995): Sie werden „zu Zentren des universitären Lebens“ ausgebaut und sollen den Studierenden, neben ihrer Funktion als Literaturversorger, „auch die Qualitäten eines umfassenden Lernorts mit einem vielfältigen, auf die Lernbedürfnisse eingehenden Raumangebot an Einzelarbeitsplätzen, Gruppenarbeitsräumen und Arbeitskabinen“ anbieten.

Uwe Jochum, Bibliothekar an der UB Konstanz (dort Fachreferent für Sprach- und Literaturwissenschaften), ist durch seine vielfältigen essayistischen Publikationen zur Bibliotheksgeschichte bekannt. Seinen Beitrag mit der Thematik „Von den Fürstenbibliotheken zur digitalen Bibliothek“ nutzt er einmal mehr, einige seiner bibliothekshistorischen und gegenwartsbezogenen Steckenpferde zu reiten. Kein Wort von der Verbindung von Schloss und Universität in Heidelberg, Königsberg und Wittenberg oder den epochemachenden Fürstenbibliotheken in Wolfenbüttel und Weimar – aber in Frankreich sollen gesellschaftliche Konflikte über die Bibliothek Naudéscher Prägung ausgetragen worden sein... Es würde mehr Freude machen, seine gut formulierten Texte zu lesen, wenn sie nicht so viele idiosynkratische Interpretationen enthielten. Je näher er der Neuzeit kommt, desto sachgerechter werden die Aussagen, z.B. wenn er die Bedeutung von Nationalbibliotheken und die Umsetzung ihrer Rolle in den Bibliotheksgebäuden charakterisiert. Selbst wenn er am Schluss auf die Digitalisierung zu sprechen kommt, kann man ihm bei der heraufbeschworenen Gefahr der Kommerzialisierung der Information durch Google und Co. nur zustimmen. Wer weiß, vielleicht wird auch er irgendwann einmal darstellen, wie wichtig es ist, dass die Bibliotheken

auch im Internet die Rolle übernehmen, weltweite Informationsinfrastruktur sowie neutrale Mittler und Garanten des langfristigen freien Zugangs gerade auch für die flüchtigen digitalen Medien zu sein, statt zu fordern, durch Verweigerung den Kommerzialisierern der Information das Feld kampflos zu überlassen.

Mit großem Gewinn liest man den faszinierenden Beitrag von **Dietrich Erben**, der den Lehrstuhl für Theorie und Geschichte von Architektur, Kunst und Design an der Technischen Universität München innehat und der unter dem Motto der „Pluralisierung des Wissens“ über den „Bibliotheksbau zwischen Renaissance und Aufklärung“ schreibt. Hier werden in beeindruckender Weise buchhistorische Entwicklungen mit der Architekturtheorie zur abschließenden Analyse der Bau Praxis verknüpft. Auch inhaltlich bietet er in den beispielhaften Darstellungen des alten Baus der Augsburger Stadtbibliothek, der Ambrosiana in Mailand, der Zentralbauten in Oxford und Wolfenbüttel sowie des Entwurfs der königlichen Bibliothek in Paris vom späteren Revolutionsarchitekten Boullée gut formulierte und teilweise neue Einsichten. Ein Gerücht sollte man aber sofort dementieren: Die im Vorübergehen erwähnte Mazarine in Paris musste nur einige wertvolle Bestände an die königliche Bibliothek abgeben. Sie steht aber auch heute noch als Teil des Institut de France am alten Platz des früheren Collège des Quatre Nations. Die dynamischen Prozesse (Zunahme der Buchbestände, Expansion der Wissenschaften, gesteigertes Leseinteressen unterschiedlicher Lesergruppen) der für ihn mit der Renaissance einsetzenden Aufklärung führten dazu, dass die Bibliothek sich als monumentale Bauaufgabe etabliert. Sie dienten dabei der fürstlichen Repräsentation, aber auch der Organisation von Wissensvermittlung, die integrierter Bestandteil des Regierungshandelns war. Das Gebäude der Biblioteca Ambrosiana sieht er als den perfekten Bau an, der geradezu zum Lesen auffordert; für Naudé wird sie zum Vorbild des Konzepts der reinen Nützlichkeit der Bibliothek mit umfassenden Dienstleistungen. Dass Naudés Idealvorstellung der uneingeschränkten Verfügbarkeit der Literatur in Boullées Entwurf der königlichen Bibliothek visualisiert und dann in der Revolution als Vollendung und Überwindung der Aufklärung realisiert wird, indem sie die kirchlichen und viele adeligen Bestände „à la disposition de la nation“ gab, ist die glänzend herausgearbeitete abschließende Erkenntnis des Beitrags.

Der Beitrag des namhaften Experten für die Geschichte Öffentlicher Bibliotheken, **Peter Vodosek**, des ehemaligen Rektors der Hochschule der Medien in Stuttgart, ist der Geschichte der Öffentlichen Bibliotheken vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart gewidmet. Er beginnt mit Benjamin Franklins „Subscription Library“ und führt über die Boston Public Library (1854 gebaut) dann auf europäischen Boden: etwa zur Manchester Public Library, die 1852 eröffnet wurde. Mit Fotos werden so wertvolle „Inkunabeln“ der Bibliotheksgeschichte wie die 1680 gestiftete Innerpeffray Library oder die Miners Library im Gebäude von 1861 vorgestellt. In Deutschland beginnt die Entstehungsgeschichte von Öffentlichen Bibliotheken im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, Preusker schafft einen ersten Durchbruch im Jahr 1828 in Großenhain in Sachsen, und Raumer gelingt

die Einrichtung von zwei Volksbüchereien in Berlin (1850). Weiteren Schub geben die Bibliotheken der Bildungsvereine bzw. Arbeiterbildungsvereine am Ende des 19. Jahrhunderts, die sogenannte Bücherhallenbewegung in rasantem Tempo statt, und sie erweitert „Zielgruppen“ der Bibliothek, fordert freien Zugang für Jedermann und Fachpersonal. Vorbildlich sind die Bücherhallen in Jena, Charlottenburg, Hamburg und Bremen: Hatten sie doch eigene Gebäude oder mindestens eigene Räume. Der Erste Weltkrieg setzte der Entwicklung ein vorläufiges Ende. Der sogenannte „Richtungsstreit“, die Weltwirtschaftskrise (1929) und der totalitäre Geist der Nationalsozialisten verhinderten über lange Zeit eine moderne Entwicklung. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich die „Freihandbibliothek“ durch, die den prägenden Ideen der „angelsächsischen Informations- und Dienstleistungsbibliotheken“ folgt. Eine Analyse der Stärken der Öffentlichen Bibliotheken und ihrer Zukunftsaussichten bilden den Schluss.

Die aktuelle Thematik der Bibliotheken im Internetzeitalter behandeln **Caroline Leiß** (Fachreferentin für Architektur bei der TU in München) und **Johann Leiß** (stellvertretender Bibliotheksdirektor ebendort) in ihrem kompetenten Beitrag. Die vielfältigen Funktionen werden anhand prominenter Beispiele erläutert; dabei werden praktisch alle derzeit „populären“ Bauten angesprochen. Der scheinbare Widerspruch der Voraussage, dass die Digitalisierung die Bibliotheken ihrem Untergang zuführt, zur Realität des Baubooms der letzten Jahrzehnte wird thematisiert. Die Entmaterialisierung des Contents beraubt die Bibliotheken – scheinbar – ihrer früheren Hauptaufgabe und fordert sie andererseits heraus, gemeinsam mit den Architekten neue Konzepte zu entwickeln und umzusetzen. Dafür machen sie drei gut belegte Entwicklungstrends aus, die extrovertierte, die introvertierte und die virtuelle Bibliothek. Weniger überzeugt sind sie, ob die derzeit gehandelten Zukunftsvisionen (Libraries 2040, Brabant Library), die noch allzu vergangenheitsorientiert erscheinen, die tragende Basis für die weitere Entwicklung bieten können.

In seinem Aufsatz „Von Alexandria bis zum digitalen Babel – Der Traum von der Universalbibliothek“ skizziert **Winfried Nerdinger** (Direktor des Architekturmuseums Schwaben in Augsburg und zugleich Herausgeber des vorliegenden Ausstellungskataloges) die Bibliothek von Alexandria als „Symbol und Metapher für den ersten Versuch, in einer `Universalbibliothek` das gesamte Wissen der Welt an einem Ort“ zu versammeln und „als Topos für den alles umfassenden Sammlungsauftrag“, aber auch als Verkörperung vom „Traum von der allumfassenden Ordnung“. Nerdinger stellt dem die verschiedenen Versuche gegenüber, das gesamte Wissen zusammenzufassen (z.B. von Konrad Gessner, 1545 mit seiner `Bibliotheca universalis` oder z.B. über die Entstehung von bzw. die Wissenskomprimierung in Enzyklopädiën). Beide Ideen sind, laut Nerdinger, die bestimmenden Konzepte für Universalbibliotheken. Er zitiert hierfür Bacon und Naudé, Heyne, Diderot und d`Alembert. Nerdinger findet Variationen der Konzepte auch bei Blumenberg und Novalis, E.T.A. Hoffmann und etwa Mallarmé. Kaum bekannt ist die Geschichte des universalen bibliographischen Repertoriums Otlets und Bibliographie und des Entwurf eines

Mundaneum-Projekts von Le Corbusier (1929), in dem auch eine 40 Meter hohe Bibliothek geplant war, die das Weltwissen beinhalten sollte. Eine ähnliche Idee hatte auch der russische Architekt Leonidov bei dem von ihm geplanten Lenin-Institut in Moskau; beide Entwürfe kamen jedoch nie zur Ausführung. Trotzdem träumten manche weiterhin davon, das gesamte Weltwissen zu systematisieren und alle Bücher an einem Ort zu versammeln und vollständig aufzustellen. Nerdinger gibt einen sehr guten Überblick über die unterschiedlichsten Versuche, die heute in die Idee der virtuellen Universalbibliothek von Gallica bis Google books münden, von der man sich die Erfüllung eines alten Wunschtraums der Menschheit verspricht. Die modernen Bibliotheksbauten sieht er als „eine Art letztes Aufbäumen gegen eine Entwicklung“, welche „die Bauaufgabe radikal in Frage stellt“. Die Ergebnisse auch hochrangiger Architekten, die er in der Falle zwischen ‚branding und promotion‘ sieht, werden nicht allzu positiv beurteilt. Rem Koolhaas‘ „Bücherspirale“ in Seattle hält er für ein Verweisen auf „das selbstgefällig inszenierte Künstlertum des Architekten“. Die neue Bibliothek in Alexandria ist für ihn ein „Abgesang auf einen zwei Jahrtausende immer wieder evozierten Traum“. Die Mediathek in Sendai (von Toyo Ito) aber sieht er, weil sie die mit ihren in Stäbe aufgelösten Säulen dem Erdbeben 2011 standhielt, als „Ausdruck und Verstärker“ von Kommunikation. Den Trend zu Warenhäusern der Information lehnt er aber ab. Was er sucht, aber noch nicht findet, ist die Architektur, die zum Prozess der Umwandlung von Information zu Wissen einen Beitrag leistet, aus dem erst Wissensgemeinschaften und kulturelles Gedächtnis entstehen.

Nach diesem auf das Grundsätzliche zielenden reflektierenden Beitrag folgt das architekturgeschichtliche Überblickskapitel „Zur architektonischen Typologie von Bibliotheken“ von **Markus Eisen** (Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Architekturmuseum der TU München, auch er Mitherausgeber), mit 45 Seiten der drittumfangreichste Beitrag des Bandes. Zunächst chronologisch (Beispiele aus der Antike), dann an baulichen Lösungen orientiert (Saalbau, Zentralbau, Turmbau und freie Bauformen), geht es ihm in erster Linie um eine genaue Betrachtung der Gestalt und Entwicklung der Räume und Bauten. Bauten der frühen Hochkulturen werden nicht nur rudimentär aufgeführt, trotzdem konzentriert sich Eisen auf die Zeit nach dem 14. Jahrhundert, mit der die Blütezeit herausragender Bauten beginnt. Das heißt jedoch nicht, dass der Streifzug durch die antike Geschichte nur kurz ist: Kompakt und doch ausführlich genug, leicht verständlich formuliert und flüssig zu lesen, zeigt Eisen, was man über die frühen Bibliotheken weiß und was man lediglich vermutet. Dabei kann man natürlich nicht erwarten, dass er immer den neuesten Forschungsstand kennt. So haben archäologische Untersuchungen inzwischen z.B. geklärt, dass Augustus auf dem Palatin keine Doppelbibliothek gebaut hat, sondern diese eine Erweiterung des Konzeptes aus domitianischer Zeit darstellt. Große wissenschaftliche und öffentliche Bibliotheken verschwinden in Europa mit dem Untergang der Antike. Mit dem Aufstieg der christlichen Kultur beginnt das Zeitalter der Büchersammlungen in Kirchen und Klöstern. Erst ca. 1.000 Jahre später werden

Bibliotheksgebäude wieder bedeutsam. Etwas ungewöhnlich ist, dass schon die frühen Pultbibliotheken zu den Saalbibliotheken gezählt werden, wobei es jene auch schon vor der Eröffnung der Sorbonne, z.B. in Cluny, gab. Seit Michelozzos epochemachender Neukonzeption von San Marco in Florenz wurden Bibliotheken „zum architektonisch bedeutsamsten Teil des Klosters neben der Kirche“. Michelangelos Laurenziana, Herreras Bibliothek im Escorial, Boullées Entwurf, Labroustes Sainte-Geneviève – Eisen würdigt sie mit architektonischem Sachverstand und beschreibt vielfältige Details. Als neuere Saalbibliotheken nennt Eisen die Stadtbibliothek von Alvar Aalto in Viipuri oder auch die des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums in Berlin (von Max Dudler). Als zweiten architektonischen Bibliothekstypus der Neuzeit würdigt Eisen die Zentralbauten (ab der Wende zum 19. Jahrhundert): Wolfenbüttel, Radcliff Camera, die Bibliothek des British Museum, die Bibliothèque Nationale in Paris, die Library of Congress in Washington und die Königliche Bibliothek in Berlin. Er sieht in ihnen eine architektonische Inszenierung der Bibliothek als Tempel des Wissens. Beispiele aus neuerer Zeit sind die Stadtbibliothek von Stockholm, die Library in Exeter (New Hampshire), Ungers Privatbibliothek oder auch „The Brain“ an der FU in Berlin. Eine eigene Kategorie stellen für Eisen die Turmbauten dar, sie spiegeln, seiner Auffassung nach, in ihrer Baustruktur die Masse der aufzubewahrenden Bücher wider. Dass er hierfür als Beispiele auch Schinkels Entwurf für die Königliche Bibliothek in Berlin und die Bauten von Tiedemann in Halle und von Gropius und Schmieder in Greifswald und Kiel aufführt, ist bei deren Flächenentwicklung ungewöhnlich. Klar dagegen, dass Leonidovs Entwurf für Moskau und Le Corbusiers Mundaneumsprojekt in Genf, die Universitätsbibliotheken in Cambridge, Yale und der Bücherturm von van de Velde in Gent nicht fehlen dürfen. Am Ende des 20. Jahrhunderts steht noch Dominique Perraults Nationalbibliothek in Paris. Erfreulich, dass Eisen bei diesem Gebäude, bei dem die Türme „zum reinen Zeichen transformiert“ sind, auch die vielen negativen Seiten anspricht, der „die symbolische Bedeutung des Ortes, frei von jeder funktionalen Überlegung, architektonisch zum Ausdruck bringen soll“ – das deutet sehr feinsinnig die Mühen, ja Qualen des Alltags in dieser Bibliothek an. „Freie Formen“ sind natürlich Bauten aus neuerer Zeit. Die Staatsbibliothek von Scharoun nennt Eisen, ebenso wie die Stockholmer Universitätsbibliothek von Erskine, das IKMZ der BTU in Cottbus und die Mediathek in Sendai, bevor er mit dem Rolex Learning Center in Lausanne schließt.

Nach diesem etwas schematischen Rundgang durch die Bibliotheksbaugeschichte als Pflichtübung wendet sich der Katalog freieren Themen zu. **Carsten-Peter Warncke** (Ordinarius am Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Göttingen) geht von Funktion der Bibliothek als (Bild-) Hintergrund in Fernsehsendungen aus, in denen die Konvention der Bibliothek als „einem ganz allgemeinen Verweiszeichen auf Bildung und Erudition“ lebendig ist, die er auch auf zahlreichen Gemälden seit der Frühen Neuzeit nachweisen kann (z.B. das Porträt der Maquise de Pompadour, 1756, das sie als Person von Schönheit und Bildung charakterisiert). In der

Ausstattung der vormodernen Bibliothek sieht er aber mehr als „Vedute“ und „Attribut“: Sie hat tiefe symbolische Bedeutung, wie er an einem Stilleben von Jan von der Heyden detailliert zeigt. Nach einem aufschließenden Exkurs in die Porträtmalerei mit Beispielen aus dem Frühen Mittelalter bis zu Erasmus von Rotterdam führt Warncke zur architektonischen Gestaltung der Biblioteca Laurenziana von Michelangelo. Die bauliche Analyse geht von dem Gegensatz zwischen dem Ricotto (dem Vorsaal), von dem man suggestiv in das Gebäude „hochgezogen wird“, und dem Hauptsaal aus, wo die `Waffen des Geistes` aufbewahrt werden. Die Verwendung der militärischen Säulenformen der Tuscana und Dorica werden als Zeichen für diesen kämpferischen Charakter der Bibliothek erschlossen, wobei Vitruv die Dorica nicht nur Mars und Hercules, sondern auch der Weisheitsgöttin Minerva zuschreibt. Die Treppe wird so als Ausdruck der gesamten Bedeutung des Raums interpretiert, der in seiner Dimension wie in seiner Funktion auch eine Überwindung der mittelalterlichen Bibliothek darstellt.

Dietmar Rieger (emeritierter Literaturwissenschaftler an der Justus-Liebig-Universität in Gießen) beleuchtet die Besonderheiten von realen oder fiktional konstruierten Bibliotheken in der schönen Literatur. „Der Name der Rose“ sticht natürlich, angesichts seines Welterfolgs, heraus. Vor allem seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist die Bedeutung der Bibliotheken als Sujet stark gewachsen. In immer neuen Varianten wird das Thema Bibliothek benutzt, hinterfragt, ästhetisch verfremdet. „Zentraler Ausgangspunkt aber war und ist die Idee der Bibliothek als Wissens- und Gedächtnisspeicher.“ Rieger subsumiert die Romane und Erzählungen unter verschiedenen Begriffen: „Die Bibliothek als Spiegel“ (die z.B. den Kunstbegriff der jeweiligen Epoche reflektiert), „Bücherwelt – Weltbuch“ (die Welt wäre dann verständlich, wenn sie lesbar wäre), „Vergessene Bibliotheken – verlorene Bücher“ (die Bibliothek als ein Ort der Einsamkeit), „Die labyrinthische Bibliothek“ (Alpträume, Fragmente, Ruinen), und „Brennende Bibliotheken“ (Alexandria, Angst vor Identitätsverlust). Die Zahl von Riegers Verweisen auf die Literatur ist zu groß, um sie hier wiedergeben zu wollen, indes: Er strukturiert nachvollziehbar die literarischen Topoi; ein verdienstvolles Unterfangen!

„Bibliotheken im Film“ sind das Thema von **Ingo Tornow** (seit langem bekannt für seine Untersuchungen und Auflistungen zur medialen Darstellung von Bibliotheken und Bibliothekaren). Hier geht's gleich los mit Erotik in und von Bibliotheken; ironisch gemeint, tatsächlich praktiziert, den sakralen Raum entweihend. Von wem, wann und in welchem Film – all das wird hier exemplarisch aufgeführt. Natürlich werden häufig die gängigen Klischees bestätigt bzw. unterlaufen, aber sie sind auch engelhaft, pathetisch, imposant, malerisch, verlassen, heruntergekommen, zerstört – so verschieden bieten sich Bibliotheken in Filmen dar, wenn sie eine Hauptrolle spielen und nicht „zur ansonsten funktionslosen Milieuschilderung benutzt“ oder als konterkarierender Hintergrund (wegen ihrer ruhigen Atmosphäre) gebraucht werden. Störend oder mindestens entwertend wird häufig das Personal dargestellt, laut Tornow wird es im Verhältnis „2,5:1 negativ gezeichnet“. Er fasst zusammen: Bibliotheken und Bibliothekare kommen in vielen Filmen vor, meistens in kurzen Szenen, die anderen

Szenen dienen als Hintergrund: „Bibliotheksarbeit ist nun einmal nichts so Aufregendes, dass sie zum zentralen Gegenstand von Unterhaltungsfilmen taugen würde.“ Der Filmzuschnitt, der bei der Ausstellung in München (ca. 20 Minuten lang) zu sehen war, ist sehr witzig und sehenswert!

Irene Meissner (stellvertretende Leiterin des Architekturmuseums der TU München und ebenfalls Mitherausgeberin) schreibt abschließend über „Die Bibliothek des Architekten“. Die Größe beschränkt sich zunächst auf wenige Werke: Der Venezianer Ruconi verfügte im 16. Jahrhundert z.B. über ganze 45 Bücher, der französische Architekt Lemercier stellte mit 3.000 eigenen Büchern eine Ausnahme dar. Insgesamt sind die Bibliotheken von Architekten praktisch nicht erforscht, Meissner beschreibt in ihrem Aufsatz „nur“ ausgewählte Büchersammlungen von Architekten von der Zeit der Renaissance bis zur Gegenwart und bezeichnet ihre Sammlung als „notgedrungen zufällig und unvollständig“. Sie geht etwa ein auf Vincenzo Scamozzi, erwähnt, dass der württembergische Baumeister Heinrich Schickhardt mehr als 500 Bücher besaß, berichtet von Francois Blondel (1618-1686), der in Paris lehrte und seinen Schülern seine eigenen Bücher zur Verfügung stellte. Es würde zu weit gehen, die Vielzahl von Architekten hier aufzuführen zu wollen, die im Beitrag erwähnt und erläutert werden. Interessanter als die Namen sind die verschiedenen Quellen, aus denen Rückschlüsse auf die Bibliotheken der Architekten gezogen werden können: Verzeichnisse, Überlieferungen, vorhandene „Restbestände“, Bilder (z.B. vom Arbeitszimmer von Leo von Klenze) und komplett erhaltene und von Museen übernommene Bibliotheksbestände. Meissners Forschungsergebnisse bzw. ihre Zusammenstellung lebt von der Vielzahl unterhaltsamer Geschichten, Anekdoten, von Berichten und Verweisen, die sich um sie ranken: ein Lesevergnügen.

Das Nachwort des Herausgebers, **Winfried Nerdinger** zeigt die Bedeutung der Kooperation mit der „Stiftung Bibliothek Werner Oechslin“, die auch für die Ausstellung ein wesentlicher Leihgeber war. Deren Exponate sind in einer allerdings nicht vollständigen Liste verzeichnet. Ein Namens- und ein Ortsregister machen die Publikation zu einem Nachschlagewerk. Nerdinger geht abschließend auch, illustriert mit einer Abbildung aus dem Theologischen Saal von Kloster Strahov, mit dem von Salomo stammenden Satz „Sapientia aedificavit domum“ – „Die Weisheit baute sich ein Haus“ – auf das Titelthema ein. Auf die Frage, ob er wirklich auf die Bibliothek Anwendung finden kann, erhalten wir letztlich keine Antwort. Eher wird im Band immer wieder auf den Gegensatz von Information und Wissen reflektiert. Aus heutiger Sicht erscheint die Bezeichnung sicher überhöht – heute sieht man in Bibliotheken eher Orte, an denen Leser aller Schichten sich mit Hilfe von Medien aller Art mit der Komplexität (aber auch der Schönheit) von Welt und Wissenschaft selbständig und so umfassend wie möglich auseinandersetzen können – vielleicht aber ist dieses bescheidene Ziel ja auch der größte Grad der Weisheit, für die man in postmodernen Zeiten noch ein Haus bauen kann.

Die Ausstattung des Werkes ist opulent, das Design beherrschend. Meist wird nur ein Bild im oberen Drittel der Seite ohne Ausnutzung der Breite des Satzspiegels zentriert

angeordnet, was trotz der ausgezeichneten Druckqualität Details oft nicht mehr erkennen lässt. Bei den exzellenten doppelseitigen Fotos stört der Bruch in der Mitte. Die strenge Einhaltung dieser Vorgaben führt dazu, dass man immer wieder blättern muss, um die zum Text passenden Abbildungen zu finden. Dass die Autoren der vorliegenden Publikation in ihr nicht, noch nicht einmal kurz, vorgestellt werden, ist ein Mangel, dem in dieser Rezension ein wenig abgeholfen werden sollte.

Manche Beiträge überschneiden sich inhaltlich; das ist kein Fehler, durch die unterschiedlichen Blickwinkel ergeben sich jeweils andere (Ein-) Sichten. Bei der Fülle der Fakten kann die Wiederholung auch dem Gedächtnis auf die Sprünge helfen und vertiefte Sicherheit in der Einordnung bringen.

Das Werk von 416 Seiten, bei dem mancher – auch wegen des gewählten dicken Papiers – den Eindruck haben mag, dass es ihn zu erschlagen droht, ist zum Blättern, Nachschlagen und Lesen in gleicher Weise geeignet. Auch wenn manches sehr speziell erscheint und für den Spezialisten manche Wünsche offen bleiben – den wohlfeilen Band sollte jeder besitzen, der sich für Bibliotheks(bau)geschichte interessiert; und manchen wird das Werk dazu bringen, Bibliotheken auch als Gebäude neu sehen und schätzen zu lernen – selbst wenn sie nicht das Haus sind, an dem sich alle Probleme lösen, wenn man am Ende seiner Weisheit ist.

Anschriften der Rezensenten:

Prof. Dr. Martin Götz
Hochschule der Medien Stuttgart
Wolframstraße 32
D-70191 Stuttgart
E-Mail: goetz@hdm-stuttgart.de

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Elmar Mittler
Prof. für Buch- und Bibliothekswissenschaften
c/o SUB Göttingen – Historisches Gebäude
D-37070 Göttingen
E-Mail: emittler@gwdg.de

Alles digital? E-Books in Studium und Forschung: Weimarer EDOC-Tage 2011. Matthias Maier; Frank Simon-Ritz (Hrsg.) Weimar: Verlag der Bauhaus-Universität, 2012. 122 S. Ill., graph. Darst.

Auch als elektronische Ressource:

<http://e-pub.uni-weimar.de/opus4/frontdoor/index/index/docId/1569> (Volltext)

Nachdem die E-Journals die traditionellen Zeitschriften-subskriptionen insbesondere in den Naturwissenschaften weitgehend ersetzt haben, scheint sich diese Entwicklung mit den E-Books nun für die Monographien fortzusetzen. Wie entsprechende Angebote (z.B. Springer E-Books) zu erkennen geben, haben die Naturwissenschaften dabei erneut eine Vorreiterrolle übernommen. Aber wie schon bei den Zeitschriften ziehen die Geistes- und Kulturwissenschaften

kräftig nach, so dass die Thematik vielleicht nicht so neuartig ist, wie es der Sammelband „Alles digital?“ zu den Weimarer EDOC-Tagen 2011 nahelegt. Ungeachtet dessen verbinden sich Herstellung, Vertrieb und Nutzung von E-Books sicher mit neuen Aufgaben und Rollen derer, die an der Wertschöpfungskette für E-Books beteiligt sind.

Von daher wird in den Beiträgen des Bandes zunächst ganz generell auf den Medienwandel in Vergangenheit und Zukunft eingegangen (Matthias Maier, Nancy Richter), wobei die Weiterentwicklung der digitalen Medien weniger die Nachbildung vertrauter Medienformate als vielmehr offene, kollaborative Plattformen erwarten lassen, die die Integration verschiedener multimedialer Formate ermöglichen. Dass dies nicht unmittelbar zu Erlösen führt, die solche digitalen Umgebungen nachhaltig finanzieren, wird von Verlegerseite (Wulf D. von Lucius) ausgeführt und dabei auch auf die technische Komplexität hingewiesen, die sich mit den E-Book-Readern verbindet und eine kontinuierliche Marktbeobachtung erfordert. Hinzu kommt eine Vielzahl möglicher Geschäftsmodelle, die für den E-Book-Markt zu etablieren sind, ohne dass die für E-Journals bekannten Lizenzierungsmodelle unmittelbar auf das E-Book-Segment übertragen werden könnten. E-Books nicht nur als neue Trägermedien für digitalen Content zur Verfügung zu stellen, sondern auch als bibliothekarische Dienstleistung aufzugreifen und umzusetzen, wird von Rudolf Mummenthaler exemplarisch für die Bibliothek der ETH Zürich beschrieben. Deutlich wird, dass quasi spiegelbildlich zu den Entwicklungen im Verlagsbereich auch auf der Bibliotheksseite noch eine ganze Reihe an Erfahrungen für einen Routineservice – vor allem im Hinblick auf mobile Anwendungen – zu machen und zu evaluieren sind. Dass sich die Entwicklungen an der Bibliothek der ETH Zürich schon aus Gründen des Fächerspektrums auf einem anderen Entwicklungslevel bewegen als an der Bibliothek der Bauhaus-Universität Weimar, wird überzeugend von Frank Simon-Ritz verdeutlicht. Der Wandel der Wertschöpfungskette wird eindrucksvoll von Catherine Mirallas Hernandez aufgezeigt; dabei fällt auf, dass in den skizzierten Szenarien der Privatkunde gar nicht mehr auftaucht. Dazu fast komplementär und ebenso anknüpfend stellt Moritz Wasserek die Veränderung und Chancen dar, die sich für die Branche mit der Einführung elektronischer Lesegeräte ergeben. Eine wesentliche Rolle spielen dabei die Geschäftsmodelle, die mit den digitalen Medien möglich werden, und die Unterschiede in den Funktionen, die E-Books und Lesegeräte für ihre Nutzer bieten. Anke Trommershausen verleiht der Thematik eine wichtige internationale Perspektive, indem sie zu Entwicklungen der wissenschaftlichen Nutzung von E-Books in den USA berichtet. Die entscheidenden rechtlichen Aspekte im Rahmen der Distribution und Nutzung von E-Books werden von Arne Upmeyer thematisiert, indem er den technischen Möglichkeiten die geltenden rechtlichen Rahmenbedingungen der Urheberrechtsgesetzgebung gegenüberstellt. Abschließend setzt sich der Verleger Peter Delius mit den Marktchancen von E-Books und Apps auseinander und eröffnet durchaus konkrete Perspektiven für Apps und Portale als künftige Medien- und Publikationskanäle.

In Zeiten von Wandel und Umbruch ist es naheliegend und sinnvoll, sich mit den neuen Entwicklungen und Themen aus unterschiedlichen Perspektiven zu befassen und die oft ungeklärten Szenarien in ihren Auswirkungen zu skizzieren. Angesichts dessen löst der Band seinen im Vorwort erwähnten Anspruch ein und bietet interessante Aufschlüsse zum Thema E-Books, die für Bibliotheken, Verlage und Nutzer nochmals ganz andere Fragen aufwerfen als diejenigen, die sich bei den schon länger eingeführten E-Journals stellen. Dabei wird das Thema insofern noch recht ‚klassisch‘ betrachtet, als der Autor und Wissenschaftler als ein ganz wesentlicher Akteur im Rahmen der ‚Wertschöpfung‘ mit keinem Beitrag vertreten ist. Gerade die Interaktion und Kooperation zwischen Autoren, Wissenschaftlern und Bibliotheken ist für die neuen Medien aufgrund ihres Partizipationspotenzials von großer Bedeutung. Schließlich fällt bei der Illustration des Bandes auf, dass das Thema E-Books nicht nur von Licht und Schatten geprägt ist, sondern sich offenbar auch mit freien Flächen und leeren Räumen verbindet. Das soll uns allerdings in keiner Weise zu der Annahme führen, dass die im Regelfall farbige Multimedialität von E-Books an den Bibliotheken vorbeigeht.

Über die Tagung berichtet wurde in *BIBLIOTHEK – Forschung und Praxis* 35 (2011) S. 405–407.

Anschrift des Rezensenten:

Dr. Andreas Degkwitz
Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
D-10099 Berlin
E-Mail: andreas-degkwitz@ub.hu-berlin.de

Early printed books as material objects. Bettina Wagner; Marcia Reed (Eds.). Proceedings of the conference organized by the IFLA Rare Books and Manuscripts Section Munich, 19.–21. August 2009. Berlin [u.a.]: De Gruyter [u.a.], 2010. XII, 367 S. (IFLA Publications; 149) – ISBN 978-3-11-025324-5

Der von Bettina Wagner und Marcia Reeds herausgegebene Sammelband zielt auf die Materialität alter Drucke vor dem Hintergrund der aktuellen medialen Umbrüche, welche das Buch, auch das im 15. und 16. Jahrhundert gedruckte, zunehmend eher als virtuelles denn materielles Objekt wahrnimmt. Tatsächlich ist der Zugang zu dieser Anfangszeit des Buchdrucks mit beweglichen Lettern aufgrund der zahlreichen Digitalisierungsleistungen heute so bequem wie nie zuvor. Die verbesserte Verfügbarkeit verlockt jedoch möglicherweise dazu, über die charakteristische Eigenschaft alter Drucke hinwegzusehen, die sie in Bezug auf ihre Materialität besitzen: Schon im Prozess ihrer Herstellung erwerben Exemplare einer Auflage – denken wir an Satzvarianten und Satzkorrekturen – distinkte Kennzeichen. Im Laufe ihrer weiteren Existenz haben alte Drucke mit Einband und Provenienzbelegen, mit handschriftlichen Einträgen und

anderen Benutzungsspuren – um nur einige Merkmale zu nennen – zunehmend Eigenschaften angenommen, die sie zu Unikaten werden lassen.

Diesem Phänomen war die in der Bayerischen Staatsbibliothek München abgehaltene internationale IFLA-Pre-Conference „Early printed books as material objects“ im August 2009 gewidmet. Der vorliegende Sammelband veröffentlicht 18 Beiträge der Tagung. Nach einem kurzen Vorwort von Rolf Griebel, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek, und einer Einführung durch Bettina Wagner, Leiterin des Handschriftenschießungszentrums dort, widmen sich sieben Sektionen verschiedenen Aspekten der Thematik, die die besondere Bedeutung von exemplarspezifischen Studien an den Frühdrucken veranschaulichen. Den Anfang machen zwei Beiträge, die sich mit den ersten Jahren des Mainzer Buchdrucks befassen. Paul Needham erkennt aufgrund seiner umfassenden Untersuchungen in dem Phänomen von Varianzen, die innerhalb eines Druckvorgangs entstanden sind, ein typisches Kennzeichen der ersten Zeugen des Buchdrucks mit beweglichen Lettern. Er beschreibt anhand einer Reihe von Exemplaren, wie Varianzen zum Beispiel in der Korrektur von Satzfehlern entstanden sind. Wohl weisen einzelne Inkunabelkataloge auf entsprechende Varianten hin, gleichwohl fehlt ein zentrales Verzeichnis, das diese zusammenführt. Im Anschluss fokussiert Eric Marshall White dann den Blick ganz auf die heute noch erhaltenen Fragmente der in der Werkstatt von Johannes Gutenberg gedruckten 42-zeiligen Bibel, die er in einem Zensus zusammenstellt. White arbeitet in seinem Beitrag die Bedeutung der Fragmentforschung zur Rekonstruktion der heute nicht mehr vorhandenen Exemplare der B42 heraus, indem er durch die Gruppierung von Stücken aufgrund ihrer Rubrikationsmerkmale diese einzelnen Exemplaren zuordnen kann – eine detektivische Spurensuche, die zu interessanten Schlüssen hinsichtlich der Druckgenese führt.

Die folgenden Beiträge bleiben in der Gutenbergzeit und untersuchen die Frühdrucke nun aus kunsthistorischer Perspektive. Sie demonstrieren, wie die Beschäftigung mit der gemalten Buchdekoration in Inkunabeln zum Verstehen der Renaissancekunst und -kultur beitragen kann. Mayumi Ikeda zeigt anhand von drei Erzeugnissen der Fust-Schöfferschen Offizin, wie die Drucker mit unterschiedlichen Strategien bei der dekorativen Ausstattung der Stücke experimentierten. Lilian Armstrong kann, indem sie am Beispiel von drei Frühdrucken deren spätere Migration quer durch Europa nachzeichnet, die internationalen Verflechtungen des frühen Buchhandels aufzeigen. Die Rolle der Klöster bei der Herstellung und dem Handel von Büchern in der Gutenbergzeit behandelt Christine Beier anhand der manuellen Dekoration von Druckwerken. Dieser zweiten Sektion sind 48 Farbtafeln in guter Qualität beigegeben.

Dem weiten Feld der handschriftlichen Annotierung und ihrer philologisch-historiografischen Auswertung erörtern die Beiträge von Patricia J. Osmonds und Arnim Schlechter. Osmonds rekonstruiert einen nur handschriftlich in annotierten Frühdrucken überlieferten Sallust-Kommentar des bedeutenden italienischen Humanisten Pomponius Laetus (1428-1498). Schlechter berichtet über das mittlerweile berühmt gewordene Exemplar von Ciceros *Epistolae ad familiares* aus dem Jahr

1477 in der Heidelberger Universitätsbibliothek (Signatur D 7620 qt. Inc; GW 6821), in welchem bei der Katalogisierung ein kulturgeschichtlich äußerst interessanter handschriftlicher Eintrag des Vorbesitzers Agostino Vespucci von 1503 identifiziert wurde. Es geht dabei um den Hinweis, dass Leonardo da Vinci ein Porträt der Lisa del Giocondo angefertigt habe, womit eine der zentralen Theorien zur Identität von Leonardos „Mona Lisa“ gestützt wird.

Neben den handschriftlichen Annotationen stellen Einbände besonders aussagekräftige materielle Kennzeichen des einzelnen Exemplars dar. Ihnen widmete sich der folgende Tagungsabschnitt mit drei Beiträgen. Claire Bolton konnte anhand einschlägiger Datenbanken (EBDB, INKA) und Bibliothekskataloge eine Menge von 500 in der Werkstatt des Ulmer Buchbinders Conrad Dinckmut angefertigten Einbände der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts identifizieren und die enge Zusammenarbeit und Abstimmung mit dem Ulmer Erstdrucker Johann Zainer nachweisen. Auf die DFG-geförderte *Einbanddatenbank* (EBDB) geht Ulrike Marburger in ihrem Beitrag ausführlich ein. Sie stellt die beteiligten Projektpartner und die Recherchemöglichkeiten vor. Die seit mehr als zehn Jahren geführte Datenbank von Einbanddurchreibungen großer deutscher Sammlungen von Bucheinbänden des 15. und 16. Jahrhunderts stellt heute ein wichtiges Hilfsmittel für Fragen der Einband- und Provenienzforschung dar. Über den Aufbau eines Zensus von Bucheinbänden der Inkunabelzeit in US-amerikanischen Bibliotheken berichtet anschließend Scott Husby. Es ist geplant, die erfassten Daten über ein Portal suchbar zur Verfügung zu stellen.

Die folgenden vier Aufsätze befassen sich mit dem Feld des Buchhandels und der Provenienzerfassung. Die ersten Beiträge sind dem frühen italienischen Buchdruck gewidmet: Cristina Dondi stellt ihr Projekt zur Geschichte des Venezianischen Buchhandels vor, in welchem Provenienzspuren an in Venedig gedruckten Büchern ausgewertet werden, um die klassischen Dokumente zur Buchhandelsgeschichte wie erhaltene Verträge und Korrespondenzen auf breiter Basis zu ergänzen. Sie greift dabei auf die Datenbank „Material Evidence in Incunabula“ (gehostet bei CERL) zurück. Auf Gründung und Selbstverständnis von italienischen Privatbibliotheken im 16. Jahrhundert richtet Angela Nuovo ihr Augenmerk, Raphaële Mouren fokussiert den Blick dann auf eine dieser Sammlungen, die Bibliothek des florentinischen Humanisten Petrus Victorius (1499–1585). Michaela Scheibe schließt diese Sektion mit einem Beitrag über die maschinenlesbare Verzeichnung von Provenienzspuren in alten Drucken und die Überlegungen zu einer kooperativen Provenienzverzeichnung in überregionalen Verbundkatalogen ab.

Kristian Jensen und Margaret Lane Ford verlassen dann das 15./ 16. Jahrhundert und beschäftigen sich mit dem späteren Gebrauch von Inkunabeln. So veranschaulicht Kristian Jensen, wie Inkunabeln in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sowohl in öffentlichen wie auch in privaten Kollektionen intensiv gesammelt und zu hohen Preisen gehandelt wurden. Margaret Lane Ford schildert anhand einiger Beispiele, wie verbreitet es im 18. Jahrhundert war, unvollständige Inkunabelexemplare durch Originalseiten aus anderen Exemplaren zu ersetzen und auf diese Weise Mischexemplare zu kreieren.

Dies leitet über zur siebenten und letzten Sektion, in welcher Wolfgang Undorf und David Pearson sich mit methodologischen Aspekten der Buchgeschichtsforschung beschäftigen. Wolfgang Undorf diskutiert anhand einiger Inkunabeln der Kungliga biblioteket in Stockholm die interessante Frage nach der Rolle des Exemplars in der Sammlung und die Bedeutung seiner Verzeichnung in den Bibliothekskatalogen auf der Grundlage moderner bibliografischer Standards. Die Vorstellung, in den Katalogen sozusagen ein Idealexemplar einer Ausgabe zu verzeichnen, muss angesichts der eigentlichen Identität und Geschichte des einzelnen Exemplars relativiert werden. Schließlich fasst David Pearson in seinem Beitrag die Notwendigkeit der sorgfältigen Berücksichtigung aller exemplarspezifischen Merkmale alter Drucke in der katalogmäßigen Erschließung als einen essentiellen Beitrag zum Verständnis der Buchkultur der Vergangenheit zusammen. Ein möglichst umfassender Überblick sowohl über die einzelnen in den Sammlungen enthaltenen Exemplare ist ebenso notwendig wie die Dokumentation ihrer individuellen materiellen Merkmale.

Der umfangreiche Anhang des Sammelbandes enthält neben Angaben zu den Autorinnen und Autoren einen Namens- und Ortsindex sowie erfreulicherweise auch mehrere Indizes zu den in den Beiträgen erwähnten Handschriften und Inkunabeln (Bibliotheken, Signaturen, Nummern in Verzeichnissen und Datenbanken).

Der Sammelband zur IFLA-Pre-Conference „Early printed books as material objects“ ist uneingeschränkt positiv zu bewerten: Der weitgefaste Rahmen der Themen, Erschließungs- und Forschungsprojekte der internationalen Inkunabel- und Frühdruckforschung sowie die Beiträge auf bemerkenswertem Niveau veranschaulichen exzellent die besondere Bedeutung materieller Aspekte des alten Buches und ihrer Relevanz für buch-, wissenschafts- und kulturgeschichtliche Fragestellungen.

Anschrift der Rezensentin:

Petra Feuerstein-Herz
Herzog August Bibliothek
Postfach 1364
D-38304 Wolfenbüttel
E-Mail: feuerstein@hab.de

Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945. Karel Hruza (Hg.): Band 2. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2012. 673 S., 40 Schwarz-Weiß-Abb. – ISBN: 978-3-205-78764-8. € 79,90

Der erste Band dieses physisch wie im übertragenen Sinn gewichtigen Unternehmens hat nicht nur in dieser Zeitschrift viel Lob erfahren.¹ In der mit 13 Seiten recht umfangreichen

¹ Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftlichen Porträts. Hrsg. von Karel Hruza. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 2008. 859 S. – Rezension in BIBLIOTHEK – Forschung und Praxis 33 (2009) 3, S. 403–405.

Einleitung setzt sich der Herausgeber mit seiner Rezeption auseinander. Dabei geht er in ungewöhnlichem Umfang auf die Rezensionen ein, die ganz überwiegend positiv ausgefallen sind, und stellt erfreut fest, „dass die Rezeption in der Fachliteratur schon bald nach dem Erscheinen eingesetzt hat und die Beiträge stellenweise die Grundlage für weitere Forschungen bilden“ (S. 17). Nicht alltäglich ist aber auch, dass Hruza auf die Kritik Fritz Fellners in den „Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung“ (MIÖG)² repliziert, die er „außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses positioniert“ sieht und die „den seit den 1990er Jahren erreichten Forschungsstand [ignoriert] und mit persönlichen Angriffen untersetzt“ (S. 16–17). Worum es bei dieser Kontroverse geht, ist keineswegs trivial: nämlich um nichts weniger als um die in Österreich offensichtlich noch immer hoch emotional geführte Diskussion über ideologische Positionen wie völkisch, großdeutsch, deutschnational, deutsch-konservativ oder nationalsozialistisch. In der Tat wird solchermassen der wissenschaftliche Diskurs auf eine andere Ebene, nämlich eine ethisch-moralische, verlagert, was, wie so häufig, bei Schuldzuweisungen endet.

Waren es in Band 1 „wissenschaftsgeschichtliche Porträts“ von 19 Historikern (darunter eine Historikerin), bringt Band 2 deren 15. Die Auswahlkriterien für eine Aufnahme sind die gleichen geblieben: Geboren in Österreich bzw. der Habsburgermonarchie, österreichische Staatsbürgerschaft nach 1918, Ausbildung als Historiker und entscheidende Wirkungsphase zwischen 1900 und 1945. Die Auswahl ist auch dieses Mal subjektiv und darüber hinaus wohl auch dadurch eingeschränkt, dass sich nicht für alle „Wunschkandidaten“ Bearbeiter finden ließen. Von den in der Rezension des ersten Bands in BIBLIOTHEK – Forschung und Praxis (s. Anm. 1) vermissten, exemplarisch aufgezählten „Sternen der ersten Größenklasse“ unter den österreichischen Historikern konnte jetzt immerhin Heinrich von Srbik berücksichtigt werden. Es ist zu begrüßen, dass der Herausgeber dem in zahlreichen Rezensionen geäußerten Wunsch nach einem Folgeband so rasch entsprechen konnte. Wer sich nach wie vor an der Auswahl reibt, dem sei die Lektüre der Einleitung, vor allem die Seiten 17 bis 19, empfohlen, welche die Wünschbarkeiten, Möglichkeiten und Schwierigkeiten in aller Klarheit darstellt. Nicht nachvollziehbar ist allerdings, wenn als eines der Kriterien aufgeführt wird, dass die „entscheidende Wirkungsphase zwischen 1900 und 1945 durchlebt ... oder danach nicht wesentlich übertroffen“ wurde (S. 9). Immerhin sind zwei der Porträtierten bereits 1921 verstorben, vier haben bis in die 1970er Jahre gelebt und einer ist gar erst, wenn auch nicht mehr schaffensmächtig, 1997 verschieden.

Die Rechtfertigung einer Besprechung in dieser primär bibliothekswissenschaftlichen Zeitschrift lag für den ersten Band darin, dass von den 19 Porträtierten drei im Bibliotheks-, und 9 im Archivdienst tätig waren. Nunmehr waren immerhin je 5 in den beiden Bereichen zumindest zeitweise tätig. Das Spektrum historischer Disziplinen hat sich insofern erweitert, als auch zwei Kunsthistoriker (Max Dvořák

und Karl Maria Swoboda) und ein Orientalist (Adolf Grohmann) aufgenommen wurden.

Dass der Schwerpunkt auf dem Zeitabschnitt 1900 bis 1945 liegt, ist schon anlässlich Band 1 als ein substantieller Beitrag zur österreichischen Zeitgeschichte gewürdigt worden. Auch wenn sich die Forschung zunehmend dieser Schlüsselzeit zuwendet, bleibt das Phänomen des grassierenden deutsch-nationalen Gedankenguts und seiner schlimmsten Auswüchse in der bewussten Gefolgschaft des Nationalsozialismus nach wie vor untersuchungs- und soweit möglich erklärungsbedürftig. In diesem Zusammenhang soll der Hinweis nicht unterbleiben, dass beide Bände einen Beweis für den intrinsischen Wert der Biographik liefern, den die Geschichtswissenschaft seit einiger Zeit wieder entdeckt hat, nicht zuletzt dank neuer methodischer Ansätze.³ Dazu zählen unter anderem die stärkere Berücksichtigung akademischer Verflechtungen und die Einbindung in den politisch-ideologischen Exkurs bzw. entsprechende Aktivitäten.

Anstatt auf jeden Einzelnen der Biographierten kurz einzugehen, seien zwei von ihnen exemplarisch etwas näher beleuchtet. Der bereits apostrophierte Heinrich (Ritter von) Srbik (1878–1951) hat gewissermaßen selbst die Überschrift zum Beitrag von Martina Pesditschek geliefert: „Meine Liebe gehört bis zu meinem Tod meiner Familie, dem deutschen Volk, meiner österreichischen Heimat und meinen Schülern“. Sein lang anhaltender Ruhm als der „bedeutendste“ österreichische Historiker des 20. Jahrhunderts, in seinem Rang oft mit Friedrich Meinecke verglichen, beruhte auf seinem monumentalen Werk über den Staatskanzler Metternich, dessen Persönlichkeit er neu bewertete, sowie auf den vier Bänden „Deutsche Einheit“. Während der NS-Zeit war er Präsident der Akademie der Wissenschaften in Wien und Mitglied des Reichsrats. 1945 wurde er als Universitätsprofessor entlassen. Der sich selbst als „Nationalkonservativer“ Betrachtende hatte nach 1938 kein Problem, die Inanspruchnahme des Einzelnen durch die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ freudig zu begrüßen oder seine antisemitische Einstellung in seinen Veröffentlichungen zu äußern. „Bluterbe“ scheint nach Pesditschek (S. 304) eines seiner Lieblingswörter gewesen zu sein. Nach 1945 fehlte ihm jegliche Bereitschaft, selbstkritisch auf sein Verhalten zurückzublicken. Noch 1958 wünschte der Rektor der Universität Wien, dass „sich noch viele Generationen vor seinem Schatten neigen“ mögen (S. 323). Noch 1970 beabsichtigte man, sein Andenken durch die Aufstellung einer Büste im Ehrenhof der Universität Wien zu ehren. Pesditschek zieht

2 MIÖG 118 (2010), S. 274–276.

3 Vergl. dazu Jürgen Elvert: Die Biographie in der heutigen Geschichtswissenschaft. In: Wissenschaftliche Bibliothekare im Nationalsozialismus. Handlungsspielräume, Kontinuitäten, Deutungsmuster. Hrsg. von Michael Knoche und Wolfgang Schmitz. Wiesbaden: Harrassowitz, 2011 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens; Bd. 46) S. 353–368. Dazu die Rezension in diesem Heft, S. 415–417. – Dieser Tagungsband mit einer Reihe von wissenschaftlichen Porträts führender Bibliothekare entspricht weitgehend der Zielsetzung der vorliegenden Publikation. Auch bei ihnen stößt man immer wieder auf die Verweigerung jeder selbstkritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle und ihrem Verhalten während politisch prekärer Zeiten.

als Fazit, dass der „Ritter“ von Srbik in erster Linie ein Konjunktur-Ritter war.

Das zweite Fallbeispiel ist Karl Lechner (1897–1975). Der prominente Landeshistoriker gilt als der Begründer der mediävistischen Regionalforschung in Niederösterreich. Seine letzte, im Jahr nach seinem Tod erschienene Publikation über die Babenberger gilt grosso modo heute noch als Standardwerk.⁴ Der als Archivar Ausgebildete, später für die Landesbibliothek, das Landesarchiv und das Landesmuseum Niederösterreichs Verantwortliche, changierte, wie es der Titel des Beitrags von Stefan Eminger und Ralph Andraschek-Holzer ausdrückt, eigentümlich zwischen Katholizismus und Nationalsozialismus. Schon früh war er profiliertes Mitglied des 1921 gegründeten Bundes „Neuland“. Als „Katholisch-Nationaler“ erhoffte er 1938 einen „Ausgleich zwischen Kirche und Nationalsozialismus“. Als Mitglied einer „Aktion für den religiösen Frieden“ unterzeichnete er nach dem „Anschluss“ gemeinsam mit anderen ein Schreiben an den Wiener Kardinal Theodor Innitzer, in welchem sich der folgende schöne Satz findet: „Mit mindestens demselben Recht, mit dem die französischen Katholiken sich mit der Regierung des Gottesleugners Leon Blum gut stellen dürfen, können wir österreichischen Katholiken einen tiefgläubigen Adolf Hitler unterstützen, der durch Taten christlicher Barmherzigkeit mehr Menschen mit Gott versöhnt hat, als in Frankreich mit Streik und Klassenhass dem Satan in die Hände getrieben werden.“⁵ Sapienti sat! Sage keiner, dass es sich hier um die „Infamie des aus dem Zusammenhang gerissenen Zitats“ handelt! Lechner wurde nach dem Krieg für kurze Zeit außer Dienst gestellt, dann bald entnazifiziert, hat sich aber nicht gescheut, das Verfahren „mit der menschenverachtenden Politik der Nationalsozialisten“ gleichzusetzen. Für seine Nachkriegskarriere und höchste Auszeichnungen war all dies kein Hindernis. Er habilitierte sich, wurde zum Titular a.o. Professor ernannt und erwarb sich Verdienste als Wissenschaftsorganisator. Dem Urteil der Autoren, dass Lechner – milde ausgedrückt – ein „Grenzgänger zwischen verschiedenen politischen und wissenschaftlichen Strömungen, aber auch zwischen Wissenschaft und Politik insgesamt“ gewesen sei, ist wohl nichts hinzuzufügen (S. 573).

Das Resümee des Rezensenten von Band 1 kann für Band 2 ohne Abstriche übernommen werden: Es ist auch in der Fortsetzung geglückt, „die einleitend apostrophierte Homogenität der der österreichischen Historikerschule zuzurechnenden Persönlichkeiten in den ‚oftmals auch untereinander verknüpften Lebensläufen und beruflichen Karrieren und Brüchen der Porträtierten‘ – hier ist der terminus technicus ‚Netzwerke‘ wirklich angebracht – heraus zu präparieren. So ist nicht nur eine Sammlung interessanter Einzelbiographien, sondern eigentlich schon eine Monographie zu Stande gekommen.“⁶ Darüber hinaus darf gesagt werden, dass die tiefgreifenden Analysen wesentlich zu einem besseren Verständnis einer ebenso komplexen wie komplizierten Epoche

beitragen. Freilich gilt auch hier, dass vieles verstehen nicht auch schon verzeihen bedeutet, wobei wir wieder bei einer ethischen Kategorie angelangt wären. Der Verlag hat übrigens einen dritten abschließenden Band angekündigt.

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Peter Vodosek
Seestraße 89
D-70174 Stuttgart
E-Mail: vodosek@hdm-stuttgart.de

Wissenschaftliche Bibliothekare im Nationalsozialismus. Handlungsspielräume, Kontinuitäten, Deutungsmuster. Hrsg. von Michael Knoche und Wolfgang Schmitz. Wiesbaden: Harrassowitz, 2011. 381 S. 14 Schwarz-Weiß-Abb. (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens; 46).– ISBN 978-3-447-06407-1; ISSN 0724-9586. € 89,00

Knapp zwei Jahre nach der Tagung des Wolfenbütteler Arbeitskreises für Bibliotheks-, Buch- und Mediengeschichte zum Thema „Wissenschaftliche Bibliothekare in der Zeit des Nationalsozialismus“, die vom 7. bis 9. Dezember 2009 in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar stattgefunden hat, liegt nun auch der Tagungsband vor. Herausgegeben wurde er von den Initiatoren und Organisatoren der Veranstaltung, Dr. Michael Knoche (Weimar) und Prof. Dr. Wolfgang Schmitz (Köln). Da in dieser Zeitschrift ein ebenso ausführlicher wie detaillierter Tagungsbericht des Rezensenten erschienen ist, kann sich die nachstehende Besprechung auf einige zusätzliche Informationen und wenige Ergänzungen beschränken.¹

Zunächst ist gebührend hervorzuheben, dass alle Referenten ihre Vorträge für die Publikation zur Verfügung gestellt haben, teilweise mit leicht variierten Überschriften und für den Druck aufbereitet; so auch das Manuskript einer an der Teilnahme verhinderten Referentin (Christina Köstner-Pemsel) und eines mit einem ergänzenden Thema eingesprungenen Referenten (Antonius Jammers). Zur Information, aber ohne abermalige kritische Würdigung seien die Autoren und ihre Beiträge noch einmal aufgelistet:

- Werner Arnold, Wolfenbüttel: Bibliothekare und Bibliotheken im Nationalsozialismus.
- Dagmar Jank, Potsdam: Wissenschaftliche Bibliothekarinnen im Nationalsozialismus.
- Christina Köstner-Pemsel, Wien: Österreichische Bibliothekare im Nationalsozialismus.
- Astrid M. Eckert, Atlanta / GA, USA: Archivare im Nationalsozialismus. Zum Forschungsstand.
- Roland Bärwinkel, Weimar: Ein Mann von „ungewöhnlicher Begabung“. Die Thüringische Landesbibliothek Weimar in der Zeit Hermann Blumenthals 1939–1941.

4 Karl Lechner: Die Babenberger. Markgrafen und Herzoge von Österreich 976–1246. Wien, Köln, Graz: Böhlau, 1976 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung; Bd. 23).

5 Zitiert S. 546.

6 BIBLIOTHEK – Forschung und Praxis 33 (2009) 3, S. 405.

1 BIBLIOTHEK – Forschung und Praxis 34 (2010) 1, S. 113–117.

- Konrad von Rabenau, Leipzig: Bibliotheksleitung und persönliche Orientierung. Anmerkungen zu Otto Glau-ning (Leipzig), Theodor Lockemann (Jena) und Hermann Blumenthal (Weimar).
- Sven Kuttner, München: „Heil Hitler, unser deutscher Gruss, bei uns man ihn erweisen muss ...“ Adolf Hilsenbeck und die Universitätsbibliothek München 1933–1938.
- Susanne Wanninger, München: Die Bayerische Staatsbibliothek unter Rudolf Buttmann.
- Louisa Gemma Wickert, München: Die Persilschein-fabrik. Entnazifizierung und Personal am Beispiel der Universitätsbibliothek München.
- Wilfried Enderle, Göttingen: Karl Julius Hartmann als Direktor der Universitätsbibliothek in Göttingen (1935–1958).
- Christiane Hoffrath, Köln: Hermann Corsten in Köln.
- Lothar Poethe, Leipzig: Die Deutsche Bücherei, ein „... schlagkräftiges Instrument für die Erfüllung ihrer sat-zungsmässigen Aufgaben und der ihr vom Ministerium erteilten Aufträge ...“. Heinrich Uhlendahl in Leipzig.
- Konstantin Hermann, Dresden: Die Sächsische Landesbibliothek 1933–1945: Martin Bollert und Hermann Neubert – zwei Epochen in zwölf Jahren?
- Antonius Jammers, Berlin: Hugo Andres Krüss und der Verein der Freunde der Preußischen Staatsbibliothek in der Zeit des Nationalsozialismus.
- Klaus G. Saur, München: Bibliothekare im Exil 1933–1945.
- Jürgen Elvert, Köln: Die Biographie in der heutigen Ge-schichtswissenschaft.

Die hier Biographierten repräsentieren alle Verhaltenswei-sen gegenüber dem Nationalsozialismus: vom überzeugten Parteigenossen und „alten Kämpfer“ bis zum Überlebens-künstler, vom konservativ-nationalistischen Bildungsbürger aus der Zeit des Kaiserreichs bis zu den dem „Fegefeuer der Entbräunung“ nach 1945 Entkommenen.² Die Mehrheit stellte wohl, wie Eckert bei den Archivaren konstatiert, die „Heerschar der Sechzigprozentigen“.³

Mit diesem Sammelband wurde die Thematik wieder aufgegriffen, deren Bearbeitung durch die Wolfenbütteler Tagungen „Bibliotheken während des Nationalsozialismus“ von 1988 und 1989 starke Impulse erhalten hatte.⁴ Die seither in großer Zahl zu verzeichnenden Veröffentlichungen, somit eine erhebliche Verbreiterung der Literatur- und Quellenbasis für weitere Untersuchungen, haben eine neue Schwerpunktsetzung, nämlich die Biographien der damals in verantwortlichen Funktionen agierenden Bibliothekare auszuleuchten und zu analysieren, um vieles leichter gemacht, als dies früher möglich gewesen wäre. Hinzu kamen zwei weitere Chancen: Die Zeit heilt zwar keineswegs immer Wunden, wie das Sprichwort will, aber heute ist es einfacher geworden, das Schweigen zu überwinden, sich über langgehegte Tabus hinwegzusetzen und unangebrachte Empfindlichkeiten nicht länger zu schonen. Wie schwierig das noch zu Beginn

der 1980er-Jahre war, ist ebenfalls bei Arnold nachzulesen. Außerdem hat die Geschichtswissenschaft den intrinsischen Wert der Biographik wieder entdeckt, freilich mit neuen metho-dischen Ansätzen. Insofern hätte der als vorletzter abge-druckte Beitrag von Jürgen Elvert eigentlich an den Anfang des Buches gestellt werden müssen.⁵ Knoche und Schmitz haben im Programm der Weimarer Tagung betont, wie wich-tig der historisch-biographische Ansatz ist, „bevor eine um-fassende Bibliotheksgeschichte die Mentalitäts-, Ideen- und Institutionengeschichte der Zeit miteinander verknüpfen kann“. Die Auseinandersetzung mit dem Verhalten Einzel-ner münde „letztlich in die bibliothekarische Berufsethik und die stets aktuelle Frage: Welchen Normen und Werten sehen sich Bibliothekare verpflichtet?“

Um das Ziel der Verknüpfung zu erreichen, wären frei-lich noch weitere historisch-biographische Anstrengungen – Untersuchungen, Forschungsarbeiten, Tagungen (nicht zuletzt um der kritischen Diskussion willen) – wünschens-wert und notwendig. Der oben erwähnte Tagungsbericht hat sehr nachdrücklich auf weitere Bereiche des deutschen Bibliothekswesens hingewiesen, die noch Terra incognita sind. Zu nennen sind hier die nicht-staatlichen Bibliotheken wie die wissenschaftlichen Stadtbibliotheken, Spezialbibliotheken, das kirchliche Bibliothekswesen, vor allem aber das Volksbüchereiwesen, das noch viel stärker als die wissenschaftlichen Bibliotheken als Instrument der NS-Propaganda missbraucht worden ist, keineswegs immer nur durch Zwang. In biographischer Hinsicht wenig erforscht ist auch das verwandte Gebiet der wissenschaftlichen In-formation bzw. Dokumentation. Es ist ja kein Zufall, dass die Deutsche Gesellschaft für Dokumentation 1941 unter Beteiligung des Propagandaministeriums, des Wirtschafts-ministeriums, des Auswärtigen Amtes, des Oberkommandos der Wehrmacht, von Vertretern der Wirtschaft, von Biblio-thekaren und Verlegern gegründet worden ist. Vorsitzender wurde ein Bibliothekar, Fritz Prinzhorn, damals Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig, der noch im selben Jahr den ersten Dokumentationskongress plante.⁶

2 Zitat bei Eckert, S. 66.

3 Anm. 2, S. 58.

4 Vgl. dazu den Beitrag von Werner Arnold, S. 14-26, der auch ihre Vorgeschichte erhellt.

5 An dieser Stelle sei nachdrücklich auf eine in BIBLIOTHEK – For-schung und Praxis 33 (2009) 3, S. 403-405 veröffentlichte Rezension hingewiesen: Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowa-kei in wissenschaftlichen Porträts. Hrsg. von Karel Hruza. Wien u.a.: Böhlau, 2008. Diese Publikation, die sich zeitlich mit dem hier besprochenen Titel deckt, entspricht in hohem Maß den heute an wissenschaftliche Biographien zu stellenden Anforderungen. Ein zweiter Band ist 2012 erschienen, vgl. die Rezension in diesem Heft S. 413-415. Lehrreich ist ferner ein Vergleich der neuen methodischen Orientierung mit: Die Neugründung wissenschaftlicher Bibliotheken in der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. von Hans-Joachim Koppitz. München u.a.: Saur, 1990 (Beiträge zur Bibliothekstheorie und Biblio-theksgeschichte; Bd. 5). Hier wurde ein „biographisch-institutioneller Ansatz“ gewählt, nach dem „vorwiegend von Direktoren die Rede ist“ (S. 13), wobei stellenweise eine Auffassung durchscheint, dass Zeitgeschichte kompetent nur von Zeitgenossen dargestellt werden kann. Vgl. auch die Rezension in: BIBLIOTHEK – Forschung und Praxis 17 (1993) S. 268-269.

6 Grundlegend dazu Pamela Spence Richards: Scientific Information in Wartime. The Allied-German Rivalry, 1939–1945. Westpoint/Con-necticut, London: Greenwood Press, 1994 (Contributions in military studies; no. 51).

Was noch zu erwähnen ist: Eingeleitet wird der Sammelband durch eine sachkundige Einführung der beiden Herausgeber. Den Abschluss bilden als „Paratexte“ dankenswerter Weise sehr ausführliche „Biographische Informationen zu den Autoren“ und ein Namensregister. Die insgesamt 14 Abbildungen im Text visualisieren überwiegend Personen. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn sich für weitere Biographierte Abbildungen gefunden hätten.

Versuch eines Fazits: Die Aufgabe des Historikers ist eine andere als die des Literaten, manchmal aber bringt der Schriftsteller die Dinge mit seinen Mitteln auf den Punkt. So sei am Ende Thomas Bernhard zitiert: „...es ist nichts zu loben, nichts zu verdammen, nichts anzuklagen, [...]. Die

Zeitalter sind schwachsinnig, das Dämonische in uns ein immerwährender vaterländischer Kerker, in dem die Elemente der Dummheit und der Rücksichtslosigkeit zur täglichen Notdurft geworden sind“.⁷

Anschrift des Rezensenten:

Prof. Dr. Peter Vodosek
Seestraße 89
D-70174 Stuttgart
E-Mail: vodosek@hdm-stuttgart.de

⁷ Thomas Bernhard: *Meine Preise*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2009. S. 121.